

andern Schriftstellern zerstreute. Auch hier muß die Ungleichförmigkeit der Methode bloßgestellt werden, bald den Urtext anzuführen (S. 29, 30, 44, 56, 74, 123, 144, 147), bald auszulassen, was regelmäßig der Fall ist. Ungenau ist ferner die wiederholte (S. 12, 28) Anführung des Namens St. Gregorius ohne Beifügung der Einszahl, da ja die katholische Kirche bekanntermaßen mehr als einen Heiligen dieses Namens zählt. Ungenau ist weiters die wiederholte (S. 33, 55) Anführung Tertullians als eines Heiligen; ein solcher Papst sollte dem Verfasser, einem ehemaligen Theologen, nicht passieren. Ungenau ist das Citat aus Tacitus (S. 170): „saeculum vocant;“ denn in der Germania c. 19 findet sich dasselbe in der passiven Satzform und mit Angabe dessen, was als „saeculum“ bezeichnet wird. Aehnlich verhält es sich schließlich mit der letzten Classe der Citate aus Werken hervorragender Männer der Vergangenheit und Gegenwart, z. B. Washington, Gladstone, Bischof Rudiger, Windthorst, Leo XIII. und aus den Erzeugnissen der Tages- oder periodischen Presse. Von diesen letzteren werden die historisch-politischen Blätter (S. 6, 25, 27) ganz ungenau citiert, „Centralblatt“ (S. 69) ohne nähere Angabe, als ob es nur ein Blatt dieses Titels gäbe. Deutliche Angabe fehlt ferner bei „Erbauungsfunden“ (S. 31, 129), „Erholungsfunden“ (S. 65, 118, 166), „Reflexionen“ (S. 129, 165). Durchwegs Ungenauigkeit und Ungleichförmigkeit im Citieren! Daneben haben sich gräßliche Druckfehler eingeschlichen wie Isidorus (S. 19), Chrysostomus (S. 7). In orthographischer Hinsicht wurde schon oben auf die zweifache Schreibung des Namens Shakespeare (36, 73, 146) hingewiesen, wozu noch Sokrates (S. 130) neben Socrates (S. 141) anzuführen wäre, von denen das erstere mit Arates (S. 94), nicht aber mit Heraclitus (S. 20) stimmt. Zu nennen wäre noch Abraham a Sancta Clara (S. 45). Soviel von der Form.

Aber auch in sachlicher Hinsicht finden sich, gelinde gesagt, Absonderlichkeiten, die man nicht erwarten sollte. Unter dem Schlagworte: „Allwissenheit Gottes“ wird der Bibelspruch beigebracht: „Offen vor dem Herrn seien deine Wege und recht werden sein deine Anschläge.“ Da muß man denn doch unwillkürlich ausrufen: Wie reimt sich das zusammen? Bei dem Stichworte: „Almosen“ gehört das dritte Citat nicht an die Stelle, an der es steht. „Ausdauer“ heißt das Schlagwort über dem Bibelsage: „Beuge nicht ab zur Rechten und nicht zur Linken; wende weg deinen Fuß vom Bösen,“ in welchen Worten der Begriff der Ausdauer, das perfer und obdura der Alten, nicht enthalten ist. Unpassende, den Leser irreführende Schlagwörter sind: „Bedrängnis“, „Beruf“, „Gattin“ neben „Frau“, „Hindernisse“, „Weltgeschichte“ u. a. m.

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge einleuchten, daß diese „kleine Blüthenlese“ voll von Nesseln und Dornen ist, und daß der Herr Verfasser, sollte er an eine „Vervollständigung des Begonnenen“ zu gehen gewillt sein, obige Winke geneigten Sinnes beherzigen und eine gute Dosis Kritik in Anwendung bringen möge.

Mell.

Professor P. Theodor Jungwirth, O. S. B.

- 15) **Geschichte der französischen Revolution** von Dr. J. B. Weiß, k. k. Regierungsrath, o. ö. Professor an der k. k. Universität zu Graz. In vier Bänden. **Zweite** verbesserte und vermehrte Auflage. Graz 1888. 20 fl. = M. 40.—.

In überraschend schneller Weise hat der hochverdiente Verfasser, einem vielfach geäußerten Wunsche Rechnung tragend, der ersten Auflage der französischen Revolution, eine zweite, verbesserte und vermehrte folgen lassen, ein Beweis einerseits von dem riesigen Fleiße des greisen Auctors, ander-

seits ein erfreuliches Zeugnis von der wachsenden Theilnahme des Publicums an gediegenen Arbeiten. Daß H. Weiß' Weltgeschichte zu der besten gehört, die unser Jahrhundert hervorgebracht, wird Niemand leugnen, dem die Natur zur Freude an der Wahrheit auch Sinn für schöne Darstellung gegeben. Die Vorzüge seines Werkes, lichtvolle Gruppierung und dramatische Darstellung verleugnen sich auf keiner Seite des vierbändigen Werkes. Daß der Verfasser der französischen Revolution vier starke Bände zugewiesen, dürfte seinen Grund in der Wichtigkeit des Gegenstandes haben. Noch zittert, sagt er, der Erdkreis von jener ersten Bewegung des Jahres 1789, in dem der Vulkan zum Ausbruche kam und doch ist bald ein Jahrhundert seit jener Zeit verflossen. Eine genaue Kenntniss der französischen Revolution ist daher zum Verständnisse der gesamten neueren Geschichte unentbehrlich. (Vorrede, 2. Aufl.). Gewiß: die französische Revolution hat nach Mirabeaus Worten ihren Weg um die Erde genommen und wo immer finstere Mächte dem Dunkel entstiegen, finden wir Sympathien und Anklänge an die französische Revolution. Sie ist eine gewaltige Bewegung, nach des Verfassers schönen Worten merkwürdig durch ihre Tiefe und durch ihre Weite, durch die Fülle der Talente, welche ihre von Gott gegebenen Kräfte aufbieten zum Angriff, wie zur Vertheidigung jener Grundlagen, auf denen das sittliche wie geistige Leben Europas bisher beruhte; durch die Begeisterung, mit der für und wider die neuen Ideen gestritten wurde; durch die Grausamkeiten, welche Frankreich in ein Meer von Blut tauchten. Schwärmer, Idealisten, Ehrgeizige, Verbrecher treten nacheinander auf die Bühne, Männer, die es mit dem Volke redlich meinen und solche, die in ihm nur einen Staffel sehen zu eigenem Emporklimmen; Menschen mit blutbesleckten Händen, Abtrümmige, denen das Heiligste käuflich, heldenmüthige Herzen, die mit einzigem Starkmuth dem fürchterlichsten Loe entgegengehen. Die schönen Partien des Buches alle herauszuheben, ist unmöglich.

Scharf heben sich die Persönlichkeiten ab, denen eine Hauptrolle im Drama zugefallen ist: Neckar mit seinen unklaren Ideen; Mirabeau, die vulcanische Natur, genial, nicht ohne edleren Regungen, der die Revolution zuerst entseßelt, um sich ihr zuletzt entgegenzustemmen; Lafayette mit seiner Eitelkeit und Schwäche; Orleans, der seinen Vetter in den Tod sendet; die Weiber in Versailles, auf die Königin gehezt; der König selbst, gut und verständig, aber schwach und nur stark im Dulden. Im Lande herrscht Unsicherheit und Anarchie. Nur selten durchbricht die Sonne das dunkle Gewölk, so am Bundesfeste den 14. Juli 1790. Trefflich ist die unheimliche Thätigkeit des Jakobiner-Clubs geschildert, ebenso die Schwäche des Königs und der Mangel jeder thatkräftigen Unterstützung von Seite der Gutgesinnten, die Ueberschürzungen der Kammer, der Mangel an Freiheit bei Berathungen und Beschlußnahmen; wie sich die Versammlung in die Angelegenheiten der Kirche einmischt und Männer, wie Dumouriez, die Monarchie zu retten suchen. Niemand wird ohne Nührung lesen, welchen Leiden die königliche Familie im Temple ausgelegt war, die brutale Behandlung des Königssohnes, die Geduld der frommen Eliabeth, der Heldenmuth der Königin, das schreckliche Loos Ludwig XVI. dieses Sohnes des h. Ludwig, dessen herrliches Testament und herrliches Verhalten vor dem Tode. Interessant und grauenhaft zugleich sind die Kämpfe der Commune von Paris mit der Regierungsgewalt, die Septembermorde, das Werk Dantons, dessen spätere Neue sein Verbrechen nicht vergessen läßt. Wer vernimmt nicht

schaudernd die entsetzlichen Grausamkeiten Carriers, Touchés, der Conventsdeputirten in Nantes und Lyon? Während gegen Thron und Altar gewüthet wird, sehen wir die Armen schon früh Morgens sich bei den Bäckerläden einfinden, ihren spärlichen Antheil in Empfang zu nehmen und aus Mangel an Nahrung Tausende von Kindern hinsterven. Die hochtönenden Phrasen der Girondisten vermögen nicht, Verarmung und Verwilderung hintanzuhalten. Wie schmächtig werden die sogenannten Menschenrechte mit Füßen getreten! Man lese die Abschnitte über Revolutions-Tribunale und Revolutions-Armeen, um die Leiden des damaligen Frankreich würdigen zu können. Und neben den Ausbrüchen der wildesten Leidenschaft die herrlichsten Beispiele von Treue und Opfermuth bei schwachen Frauen. Frau Roland, die emancipirte Dame, und die muthigen Nonnen von Montmartre, welch' ein Gegensatz! Herrlich ist der Kampf der Vendéer geschildert, jener heldenmüthigen Bauern, die so viele Jahre hindurch gegen überlegene Armeen die Fahne der Religion hochhalten, die Priester an ihrer Seite, während Frauen und Kinder ihnen Lebensmittel zuführen oder in den Dorfkirchen ihre Hände zum Himmel erheben. Man lese das Capitel „Was der Convent über die Vendée beschließt“. „Still und öde ist es jetzt im Lande, das sie einst besaßen. Man kann lange in diesen Gegenden reisen, ohne einem Menschen oder einer Hütte zu begegnen. Wir haben nichts zurückgelassen als Asche und Leichenhaufen“, schreiben die Commissäre an den Convent. Die Höllebataillone werden gesendet mit dem Auftrage, zu fengen, zu brennen, zu morden. Die Vendée ist nicht mehr, rufen die Sieger. Carrier unternimmt es, die Vendéer auszurotten. Endlich gelingt es menschlichen Generälen, einen erträglichen Zustand im Westen herzustellen. Ebenso schrecklich ist die Lage Lyons. Fallbeil und Flinten können nicht genug aufräumen unter den unglücklichen Bewohnern. Den Hüflladen im Süden und Westen geht zur Seite die Schändung der Königsgräber in S. Denis. Welches Loos für die stolzen Herrscher Frankreichs, deren Ueberreste in eine Kalkgrube geworfen, deren Särge zu Kugeln umgegossen worden! Unterdessen legen die beleidigten Priester und Bischöfe ihre Stellen nieder, keinen andern Gottesdienst erkennend, als den der Freiheit. Die Kirchen werden entweiht durch den Cultus der Vernunft und die Orgien berauschter Banden.

Frauen, der Auswurf ihres Geschlechtes, spielen eine Rolle; der Ehebruch wird häufig; während Gott aus den Tempeln verbannt wird, wird die Sitte heidnisch; man nähert sich der Weibergemeinschaft. — Endlich spaltet sich der Berg: Danton wird mißderen Regungen zugänglich. Es widern ihn an die ewigen Religionschändungen. Darin unterstützt ihn Robespierre. Diesem fällt Danton zum Opfer, der einzige, den Robespierre fürchtet. Tugend und Schrecken ist die Losung, die die Regierung in Paris gibt; diese ist repräsentirt durch Robespierre, der auch den Wohlfahrtsausschuß Frankreichs beherrscht. Gift und Guillotine gehen ihren Gang, wie eine Sägmashine in einemfort Bretter schneidet. Die Köpfe fallen, wie die Dachziegel. Auch für den Dictator kam der Tag der Vergeltung: Nur zu wahr erfüllte sich an ihm, was Danton auf dem Todeswege gesungen: „*Bientôt le moment viendra, où chacun d'eux y passera, c'est ce, qui nous console.*“ Er unterliegt im Kampfe mit dem Convente; sein Kopf fiel, gräßlich entstellt, während das Volk 15 Minuten lang in einemfort Beifall klatschte. Mit ihm und seinem Anhange endete die Kraft des Jakobinerclubs; die besseren Elemente kamen an die Oberfläche. Scharfe Maßregeln werden ergriffen, eine Erneuerung des Pöbelregiments unmöglich zu machen. Durch welche Mittel die Hydra der Revolution gebändigt werden könnte, zeigt der junge Napoleon, als er die unter Danican heranziehenden Pariser innerhalb zwei Stunden durch sein Kartätschenfeuer zurückschlägt. Die Revolution hatte ihren Meister gefunden. — Abstammung und erste Jugendjahre des außerordentlichen Mannes gibt der Verfasser im dritten Bande. Von seiner Mutter, der „starken Frau“, dem „Muster aller Mütter“ hatte er den kriegerischen festen Sinn. Stolz und eigenstinnig zeigt er sich als Knabe zu Hause, wie in den Militärschulen. Rorse von Abstammung

und Gesinnung, glaubt er sich berufen, seine Heimatinsel vom französischen Joche zu befreien. Unermüdlich im Studium, härtete er sich ab wie ein Spartaner. Nicht ohne religiöse Anlage nahm er den Geist der Revolution in sich auf; seine Schriften, in diesem Geiste geschrieben, warf er als Kaiser in's Feuer. Von Selbstmordgedanken nicht frei, brütete er über Pläne, zu deren Ausführung ihm nicht Thatkraft, nur Gelegenheit mangelte. Der Versuch, die Heimatinsel nach seinen Plänen umzugestalten, endigte mit seiner und seiner Angehörigen Austreibung nach Frankreich. Rühmlichst wird sein Name bei Toulon genannt. Später mehrmals von der Militärliste gestrichen, ohne Anstellung, eine Zeit lang verhaftet, denkt der junge General daran, dem Sultan seinen Degen zu leihen, als ihm Barras das Commando in Paris anbietet, wo er durch sein schnelles Einschreiten den Convent rettet. Ströme von Blut wären Frankreich erspart geblieben, hätte Ludwig XVI. am Morgen des 10. August nur einige ernstliche Kanonenschüsse angeordnet. Ein ernstes Eingreifen gleich Anfangs wäre Barmherzigkeit gewesen. — Am Ende des vierten Bandes gibt der Verfasser einen kurzen, gebiengen Ueberblick über die Früchte, die der revolutionäre Baum innerhalb der sieben Jahre zur Reife gebracht.

Der Convent hatte ein furchtbares Andenken hinterlassen. Er hinterließ Frankreich einen 20jährigen Krieg, der in ganz Europa wüthete; an die Stelle utopischer Freiheit trat der schroffste Militärdespotismus. Seine Finanzgebarung war eine elende; die Fahrt nach Versailles mit einem Einspänner kostete 6000 Livres in Papier. Die Zahl der Opfer, welche der mörderische Krieg bis 1795 verschlang, wird auf 800.000 berechnet. Dazu kommen die Tausende, die das Fallbeil hinweggerafft. Ueberall zeigt sich Sittenlosigkeit und Armuth. Es mußte der Mann kommen, der wieder Zucht und Ordnung zurückführen und Frankreich wieder in Verbindung bringen sollte mit der christlichen Gesellschaft; und dieser Mann war Napoleon Bonaparte.

Möge dieses treffliche Werk in die Hände vieler gelangen; daß die Religion eine Nothwendigkeit sei für ein gesundes Staatsleben, daß Staaten nur auf religiöser Grundlage erbaut werden können, daß glaubenslose Philosophie nur zum Verderben führt, dürfte aus keinem Blatte der Weltgeschichte besser erkannt werden, als aus dem der französischen Revolution. Mögen aber auch die Leser, mit neuer Anhänglichkeit an ihren Glauben erfüllt, jene Principien hochhalten und im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen suchen, deren Verleugnung so unendliches Weh über Frankreich gebracht hat.

Freinberg bei Linz.

Prof. P. Jos. Niedermayr, S. J.

- 16) **Was sollen wir glauben?** Fragen eines alten Landpfarrers an die Neuscholastiker, zugleich eine Studie über die Transsubstantiation von Julius J. Wien 1888. Commissions-Verlag von H. Kirsch. 107 Seiten. 8°. broschirt. Preis 80 kr. = M. 1.60.

Der Autor dieser Schrift, der sich hier Julius J. nennt, ist identisch mit dem Verfasser der im Jahre 1883 bei Gerold in Wien unter dem Namen J. Justus erschienenen Studie: „Das Christenthum im Lichte der vergleichenden Sprach- und Religionswissenschaften und in seinem Gegensatz zur Arist.-scholast. Speculation.“ Diese Studie hat Prof. Fried. Stentrup in der Innsbrucker „Zeitschrift für katholische Theologie“ vom Jahre 1884 (p. 117—175) in dem Artikel „Ein neues Christenthum“ gebührend gewürdigt und alle die Irrthümer klar aufgezeigt, in welche der Autor bei